



## Die Siegesfahne.

Von Lena Christ.

(Nachdruck verboten.)

„Viel, was is jeg bees mit dir, daß du gar nie an Fahna aufhe tuost“

So fragte der Herr Hauptlehrer Spiegel die alte Totenpaterin nach der Reichs des seligen Herrn Schweigepfers, grad beim Verlassen des Friedhofs.

„Ja mei!“ meint die Vies: „Herr Hauptlehrer, wann Sie oan aufhänghen, so hat's do an Wert! Sie ham a Schulhaus — und Schulfinder, die wo si da des a Beispiel nemma können! — Aber mei — als Totenpaterin — warum sollt i da aa no mitma! — Meine Kundschafte ham aa, ohne daß i an Fahna aufhäng, die ewige Ruah!“

„Aber Vies!“, sagt der Herr Lehrer. „Wia kanstt so was sag! — Wegen die Toten is's do net! — Wegen die Lebendigen doch! — Wegen die tapfern Soldaten, wo allemal dabei waren, wann mir an Sieg hab'n! — Und wegen dem guatn Beispiel!“

„Ja mein!“ sagt die Vies wider. „Auf mei vordschichtig (einseitiges) Beispiel werd's net ofenma! — Und wegen die Soldaten . . . o mei herrgott! . . . sei drei Monat woch i nig mehr von mein Girt! — Is mir recht loade um mein Luam, Herr Lehrer! — Erwan (Vielleicht) is esam gar was zugestahn — da mach i mirkl net übermüatig werden und so an gschwatzt sehn nüs Fänger hant!“

Und darmit sagt sie ihm flüch Gooß und geht mit gelenktem Kopf heim.

„Es is halt a Streij!“ murmelte der Herr Hauptlehrer für sich und schaut ihr nach. „Jeg bist an glücklich als Bauern und Häusler so weit, daß f a bit an patriotisch Geist kriagat, — a jeder Fretter hat sei Siegesfahne, — unser ganze Gemeinde is vora dran mit der Ehrennächtheit, — und die all Kessell mag net! — Sie also mag net!“

Er schaut und geht dem Schulhaus zu.

Der Postbote begegnet ihm auf dem Rad.

„Gib's was Neues?“ fragt ihn der Herr Lehrer.

„Przemsl is gefalln, Herr Hauptlehrer!“ schreit der Bote.

„Grad mach i an Herrn Baron's Telegramm bringa!“

„Was! Przemsl! — Ja — da mach i giet . . .“

Der Lehrer rennt wie er Blüß davon.

Etliche Minuten später hängen zwei endloslange Fahnen von seinen Dachfenstern nieder, seine Kinder rennen durch den Dri und schreien: „An Sieg! An Sieg! Schemml is gefalln!“ und er selber läutet in der Pfarrkirche mit allen Glocken.

„An Sieg!“ heißt's; „an Sieg ham ma! Bäumen tean f! D' Fahna auf!“

Und ein Haus uns andere wird besaggt; die Leute stehn in Häuffeln beisammen; Fröhlichkeit herrsch überall.

Nur bei der Totenpaterin rührt sich auch diesmal nichts. Sie sitzt in ihrer Kammer am Tisch, hat einen Briefbogen vor sich liegen und ihren Rosenkranz, den Federhalter und das Tintenglas; und sie wusch mit dem Schürzzipfel über das Augenglas, legt es auf und greift nach der Feder.

Menge sitzt sie so.

Und von Zeit zu Zeit taucht sie ein, schlenkert die Feder aus, beugt sich tief übers Papier und schreibt mit ungelenter, zitteriger Hand.

Endlich ist sie fertig.

Sie lehnt den Federhalter an das Tintenglas, nimmt das Briefblatt auf und hält es gegen das Licht des niederr Fensters.

„Und dann liest sie halblaut: Mein lieber Girt — wannit du schon tot bist — dann ist es vorbei — und ich hab dich nimmer — wennst du aber noch lebst — dann mach dein Gooß guat — und denk an deine Mutter — wo für dich betet — bis daß du wieder beim kimmst. Sagreite mir einmal — daß ich weiß — obst du noch lebst — daß ich für dich beten kann — als für einen lebendigen — ansonst muß ich halt für dich beten — als für einen abgeschiedenen. Deine Mutter.“ — — —

Drei — vier Wochen sind seitdem vergangen.

Die herinnen um ihr Tagewerk in Haus und Werkstatt und Aker, — die draußen kämpfen weiter; — und die Fahnen sehn hinten staken oder neben dem Ofen, bis man einmal wieder läutet und einen Sieg verkündet.

Eine alte Bäuerin hat in der vergangenen Nacht die Augen für immer zugemacht, und der Bauer macht sich auf den Weg zur Totenpaterin, daß sie ihr Wert an seinem Gooß vorbebringe.

Die Vies steht grad beim Fenster, da der Bauer eintritt, und neigelt ein Stück Zeug an ihren Besenfilz.

„Gut, Bauer!“ sagt sie gefächelt. „Gut, wer i's habn! I mach grad no gschwind mein Fahna, daß i'n aufgestäcka kann!“

Und schlingt den letzten Nagel ein und trägt das Werk hinaus vors Haus, an den Gartengaum, wo sie es anbindet.

Da hängt nun die Fahne: ein Stück von ihrer bloßen Rupfenbetzche, und dran hingehört der Unterrock eines großen Leinwandens.

Der Bauer folgt ihr voll Verwunderung; — auf der Straße bleiben etliche stehen, andere rennen und holen die Nachbarn; endlich fragt der Alte: „Was tuast denn da? Zu was geht denn der Habern?“

Die Vies schaut ihn bitterböös an: „Habern sagt er! — Zu mein boarschen Fahna — weiß und blau! — Gop! Mach mi net hart! — — — Aber — i woch's gar net, daß ma heunt so lang net läut'! — Daß si doa Mensch net rührt!“

Und sie läuft nach der Kirche, zieht an allen Glockensträngen — und läutet, daß ihr schier der Atem ausgeht.

Und da die Leute aus den Häusern rennen, zu sehen, was es gibt, da hapset sie von einem zum andern und schreit: „D' Fahna auf!“ — Ein großer Sieg ham ma! — Mei Girt hat nenna, so schwaar geht's zum sag! — Er hat's gwonna! — Mit hundertzehn Gefangne! — Da — schaugt's her und leit'!“

Und sie zieht eine Feldpostkarte aus dem Saak und hält sie dem Nächsten hin.

Der sieh: „Liebe Mutter! Ich bin jetzt nicht mehr in Frankreich, sondern gegen den Ruß. Die letzten Tage war es recht hart. Viel Arbeit. Die große Festung Przemsl im Sturm genommen und viele tausend Russen dabei erwischt samt Kanonen und Geschw. Das ist ein sehr großer Sieg. Aber viel Arbeit. Gruß Dein Sohn Girt.“

Da fangen die Leute, eines uns andere, schön still zu lachen an, — schütteln die Köpfe und deuten auf die Stirn.

Und gehen lachend heim, indes die Vies mitten auf dem Kirchplatz steht, die Karte ihres Sohnes zwischen den Fingern dreht, und den Wind, groß und leer, weit, weit hinaus richtet, bis langian eine Träne um die andere über ihre furchigen Wangen rinnt und auf den Spenger trocknet.

Endlich rafft sie sich zusammen und steckt die Karte wieder ein und legt zu sich selber: „Nacht da nigen, wann sie's net glaubn. Mei Bua liagt net. S glaabs esam. Und an Sieg schma hat er. So mit.“

Und dann geht sie zu der toten Bäuerin und tut ihr Wert.

## Märchen des Krieges.

Von Hans Natonek.

(Nachdruck verboten.)

X.  
Gold.

Es war im Jahre 1916. Wißt ihr, damals, als die Flammen des Weltkrieges ungeheuerlich toben, als hätten sie nicht schon ganze Länder und Hunderttausende von Menschen versch. Immer höher schlugen die Flammen, denn die deutsche Menschheit war alles, was sie besch, in die heiligen Glutten, ihre ganze Begeisterung und ihr Blut, ihr Liebtes und ihr Eigentum.

Zu dieser Zeit lebte in einer kleinen Stadt ein fenscherbarer Mensch namens August Hafendörf. Ein Kerl, der zwar ein geschickt auf die Welt gekommen war und den der große Krieg vollends, wie ein Federmesser, zumammegeschlopp hat. Ein Kerl, sag ich euch, der, wenn's ein Hagelwetter gibt, den Kopf zwischen die Schultern zieht und die Augen verdrückt wie eine alte Gluckhuhn und der bei einem Gewitter Tirren und Fenster glücklich verdrückt und alles Metallgerät verdrückt, weil es den Blitz anziehen könnte.

Wlo tat es auch August Hafendörf, als das große Weltensdennermetter kam.

Er räumte sein Silbergeschlopp, sein Nidesservice, sein kupfernes Koch- und sonstiges Gerät in aller Heimlichkeit fort, denn die Welt brauchte ja nicht zu wissen, was er besaß.

Er schaffte sich einen kleinen Vorrat von allerhand kleinen Dingen an, edleren Ringen, wie ein Schlopp vor einer weiten Seereise sich mit Proviant verdrückt — denn man konnte ja nicht wissen, wie lange das belagerte Deutschland es überhalten werde — und der Aushungerungskrieg — und überhaupt — — —

Vor allem aber schien ihm ein Metall besonders kriegsgeschädigt: Gold, ganzes Gold. Die Zeit war ganz verschieden auf Gold, sie lag es in sich ein, wie ein Vacuum cleaner (Versauger; Aufreiner) Staub, jedes Goldstück ward wie von einem gewaltigen Magnet zu seinem Ursprung zurückgezogen und ein unendlicher Strom goldglänzenden Goldes ergoß sich in die Gewölbe der Reichskammer.

Nur August Hafendörf hielt seine Goldstücke fest im Saum und Haß sie nicht los. Und so kam es, daß er im Jahre 1916, ich sage im Jahre 1916, noch Goldmünzen besaß. Das 70 Millionen als Einziger. Als Einziger unter 70 Millionen kam August Hafendörf mit klingendem Gold in den Taschen herum. Natürlich nur bildlich gesprochen. Denn er blüete sich schwer,

seine Münzen laut werden zu lassen. Sie sollten erst ihre heile, ischmetternde Stimme erheben, wenn der „große Krach“, an dem der überfluge Hafendörf nicht zweifelte, gekommen wäre.

Aber der große Krach kam nicht. Im Gegenteil, je länger der Krieg währte, um so gefestigter und ruhiger wurde der Kreislauf des Geldes. Das Vertrauen zur Kraft des Staates war größer als die Magie des Geldes. Hafendörf sah, wie jung und alt sich drängte, seine Goldstücke loszuwerden und zudie ob folgtem Unverkauf in Käufer Überlegenheit die Kläfel. Als aber so ziemlich das letzte Goldstück hinter Schloß und Riegel war, wurde es August Hafendörf allmählich ein wenig bürgerlich und unschönlich zumute. So als Einziger, als ganz Einziger im weiten Deutschen Reich Besizer dieser mit einemmal gemiedenen Münzen zu sein.

Zumal dieses Metall ihn auf eine ganz unheimliche Weise zu beunruhigen begann. Eines Nachts fuhr er aus schweren Träumen auf und hörte es in seinem Goldschrank klappern und poltern und rollen und aneinander klängen. Es drang wie dumpfer Marschschritt aus dem hohen Innern des Kastens, wie der Marschschritt kleiner Soldaten aus klingendem Metall. Und es schien, als drängten und stemmten sich die Münzen gegen die Wände des Kastens und als ächzte und schloßte es drinnen vor Dual und Antzengung. Dann wurde es mit einem Male still. Als August Hafendörf wieder eingeschlafen war, träumte ihm, die Goldstücke häßten auf sein Bett, fetterten zu ihm empor, setzten sich auf seine Brust und summten in wirrem Chor: Gib uns frei, laß uns hinaus, — Freiheit, auch wir wollen kämpfen und nützlich sein! Gib uns frei, du Hafendörf!

August Hafendörf ermachte dabei, wie seine Hände über seine feuchende Brust wollten, als ob sie irgenz etwas abwehren und verhindern wollten. Mit klarem Augen blüete er um sich. Ganz heullich fühlte er noch das Krabbeln und Krabbeln auf seiner Brust. Auch das Singen und Jippen der kleinen Goldstücken lang ihm noch im Ohr.

Da raffte sich August Hafendörf zu dem Entschluß auf, sich der unheimlichen Wesen zu entziehen. Da wahrhaftig, er fühlte mit einemmal sein vorläufiges Herz schlagen, verdrückte unterdrückte Gefühle brochen in ihm auf und er nahm sich vor, die Goldstücke, jeden Tag, eins in den Wertsch zu legen.

Nun war das leichter vorzunehmen als ausgesprochen. Nicht etwa, daß es Hafendörf an gutem Willen fehlte; durchaus nicht.

Aber er schämte sich, und auch ein bißchen Furdig war dabei. Denn es war gar nicht so leicht, damals, in jenen Tagen, da der Ruf: „Gold heraus!“ längst verklungen war, weil jeder anständige Mensch sein Goldgeld bereits abgeliefert hatte, — es war wahrhaftig gar nicht leicht, in jenen Tagen mit einem Goldstück herauszurücken.

Hafendörf trat in ein Geschäft, kaufte irgenz etwas, als es aber an's Zahlen ging — da schämte er sich, da vermochte er es ganz einfach nicht, ein Goldstück auf den Ladentisch zu legen, er sah schon im Voraus die vorwurfsvollen, fragenden, verächtlichen Blicke des ganzen Personals auf sich gerichtet, er schloß schon im Voraus vor diesem Blick die Augen nieder — und zahlte in Banknoten.

Er verlorde er in einem anderen Geschäft. Aber da ging es ihm nicht anders. Ein entscheidender Augenblick hatte er nicht den Mut, sich als eine Kuriosität der Stadt, als einer, der je h t, jetzt noch Gold in seiner Tasche führt, anstaunen zu lassen. So jagte er ruhelos von einem Laden zum andern, und die kleine Stadt wunderte sich nicht wenig über die Verschwendungsstucht, die in den trauerigen August Hafendörf gefahren war.

Und die Goldstücke wurden nicht weniger. Noch immer standen sie noch aufgeschichtet in seinem Goldschrank. Mit jedem Tag wurde Hafendörf ängstlicher und nervöser. Um liebsten hätte er das verdrück Gold in den Fluß geworfen, aber das brachte er nicht über sich. Tags schloßte ihn die Angst, es könnte ruckbar werden, doch er noch Goldstücke in Händen habe, nachts fürmten die Münzen sein Bett und summten ihm ihre Klagen und Flüche ins Ohr. Hafendörf magerte bis auf die Knochen ab. Zufest wagte er sich gar nicht mehr aus seinem Haus.

Eines Morgens, als das Dienstmädchen eintrat, fand sie ihn phantasierend in seinem Bett. Wie rasend striden seine Hände über die Brust und unaufhörlich jammerte er, man möge doch das verdrückte Gold fornehmen, es erdrückt ihn, er ersticke daran. Und er schüttelte sich, als ob Insekten an ihm emporflöhen.

Man brachte August Hafendörf in eine Krankenheilanstalt. Dort blüete er im Hüllentfer einer Kaltwasserkur für seine Schuld; und nicht früher wird er entlassen, als bis er mit seinen blanken Goldstücken, die zu Hause im einsamen Goldschrank verkrümmern, die Rechnung dieser Kur begahlt hat.

# Der wandernde Ring.

Stiße von Max Preis.

(Nachdruck verboten.)

In den Säden des Goldschmieds Anton Feiler trat eines Tages — es war im Frühling des Jahres 1705 — der junge Graf Freigarten und verlangte einen zarten Goldring zu sehen. Der Meister brachte eilig eine Lade mit Ringen herbei und ließ die kleinen, runden Reifen, einen nach dem andern, in dem schmalen, gelben Sonnenband, das auf dem dunklen Holz des Tisches lag, aufleuchten.

In diesem Augenblicke begann die Geschichte eines Ringes, die von Kriegen und Schicksalen befiel und von mancher Freundschaft überhelt, sich wunderbar fortspinnend bis in unsere Zeit. Da waren in dem Laden des Goldschmieds breite, schwere Ehrensche, feil und halbar und wie für starke und ehrliche Kaufmänner und Bürgerlände geschaffen; da waren kleine Reifen von bloßem Gold, wie sie ein junger Bursch wohl seinem Mädchen geben möchte, wenn er an einem schweren Reben blies und zurückschaltete und dann hinausging in die Welt; da war ein verführerischer, gelber Ring, mit einer Krone aus dunklen Rubinen verziert; der junge Graf lächelte, wie er ihn sah; einen solchen hatte er einst einer schwarzen Schönen geschenkt als verächtlichen Liebesband. Da waren weiter Ringe, in denen eine matte Perle glänzte wie eine Träne; solch einen Ring machte ein blaßes, launiges Mädchen tragen zur Verlobung mit einem ungeliebten Mann. Es waren da Ringe aller Größen und Formen; aber der junge Graf schüttelte den Kopf und legte die schmalen, kleinen Goldreifen, einen nach dem andern zurück auf den dunklen Ledertisch.

„Mein Meister Feiler“, sagte er, „das ist nicht, was ich suche. Hat er kein ganz besonderes Stück? Es müßte ganz besonders fein, hart und schön, und müßte mehr sagen können als alle andern; gleich als wie die, so ich tragen soll.“

Der Meister lächelte und schob seine Brille zurecht: „Mit einem solch aparten Ringlein könnte ich dem Herrn Grafen schon dienen“, sagte er, „wichtig vorzüglich seine Hände am klaren Schürpfel rein und nahm ein kleines Kästchen aus der Lade, feil, mit lichtblauer Seide überzogen, und rote Rosen waren in die Seide gewebt. Ein zarter Ring lag drinnen, der hatt eines Steinchen aus versteinerten, münze, gelbe, glatte Hände trug. Der Goldschmied nahm den Ring heraus, ließ ihn funkeln und schob besinnlich die beiden Hände auseinander. Da lagen zwei kleine Herzen darunter und bligten einen Augenblick lang im Lichte auf, und dann schlossen sich die kleinen Hände über ihrem Geheimnis. Der junge Graf tauchte den Ring und trug ihn froh nach Hause.

Des Abends wurde der Ring mit einem Brief zusammen an die schlanke, junge Baroness geschickt. In dem Brief aber stand:

„Meine hergeliebte Antonie!

Willst mir erlauben, Dir die kleine Ringlein zum Zeichen der Verbündnis zu schicken. Willst mein Herz in Deinen schönen Händen, die ich so tausendmal küsse / halten, gleich als wie es die kleinen Händlein am Ringe thun. Und will nicht nur mein Herz in Deine Hände legen / geliebte Antonie / sondern auch mein ganz Glück / meine ganze Zukunft und mein ganzes Leben.

Und somit bitte ich Dich: bewahre mir die kleine Souvenier / so lange / als wie ich lebe / so lange / als wie Du mich liebst. Gott gebe / Du mügest das Ringlein lange tragen. Wenn Du es aber nicht mehr traagst / dann / meine liebe Braut / gib es demselben Menschen / so Dir der liebste ist / auf der Welt / gleich wie ich eben Dir gebe / als dem Liebsten / so ich habe. Ich trübe Dich, vieltausendmal in herglicher Liebe Dein Hans.“

Baroness Antonie lächelte, wie sie den Brief gelesen hatte, und drückte ihn an ihre Lippen. Der Ring aber steckte sie an ihre Hand, weße Hand, und dort blieb er bis zum Tode ihres Mannes und noch länger.

Als ihre Tochter, die blaße, schlanke Komtesse, den mehr als vierzigjährigen Kammerherrn von dem Stein heiratete, zog die alte Gräfin den Ring vom Finger, gab ihn ihrer Tochter und sagte leise:

„Du gehst dir als dem Liebsten, das ich noch auf der Welt habe, den Ring. Bewahre ihn gut, und möge er Dir Glück bringen, wie er mir das Glück meines Lebens gebracht hat. Willst gibst auch dir ihn einmal an dein Kind.“

Die junge Frau steckte den Ring feineigend an ihre linke Hand; an der Rechten trug sie einen Reifen, in dem eine matte Perle glänzte; den Verlobungsring ihres Mannes. Drei Jahre lang trug sie den Ring mit den versteinerten Händen, die zwei Herzen wie in Geheimnis umspannt hielten.

Und so kam ein Abend, an dem sie den Ring abstrich und an eine braune Männerhand steckte. „Über trage ihn heimlich“, flüsterte sie dabei, „es ist ein Talisman, den man nur dem Schenkt, der einem der Liebste auf der Welt ist.“ In des bleulernen Ärtchen aber legte sie an diesem Abend eine schwarze Lade — rund und glänzend wie ein Ring — die sie wohl tausendmal geküßt hatte. Eines Tages fragte der Kammerherr mit finsternen Augen: „Wo hast du den Ring von deiner Mutter?“

„Ich hab' ihn verloren!“

„Sagst du ihn verloren?“ sagte höhnlich der Kammerherr; „hast wohl noch manches andere verloren? Nun, gut, ich habe den Ring gefunden!“ Und er warf ihr den Ring hin, daß er stierend über die Tischplatte fiel.

Da müßte sie, daß Blut geflossen war und daß sie einen Losen liehte.

Der Kammerherr aber nahm den Ring und schenkte ihn einer Dirne als verächtlichen Dank für eine lustige Stunde.

So kam der schmale, zarte Reif an eine parfumierte Hand, die breit und gewöhnlich und rotte gefirnnte Nagel hatte; neben einen verführerischen, gelben Reifen, der mit einer Perle aus dunklen Rubinen verziert war.

Er bligte in dem schmalen Lichte roter Lampen, er flirrte an Weingläser, er wurde beim Kartenpiel unter Haufen schmutzigen Geldes gemorirt, er lag in dem dämpften Räumen eines Verhörszimmers und lebte wieder zurück an die parfumierte, breite Hand.

Wenn dann ein rauher Morgen dämmerte, sah der Glanz des Ringes matt und verblaßt aus; aber die kleinen Hände umschloßen fest wie früher das Geheimnis der beiden reizig geschönten Herzen.

Einmal ging an solch einem grauen Morgen ein Offizier von der Trägerin des Ringes und trug den Reifen an seine Brust; der sollte als Talisman mitten in Krieg und Kampf, hatte die Spenderin gelobt. So kam der Ring in Arm und Krieg und sah ein zweites Mal Blut fließen; und oft, wenn der Schein der Lagerfeuer über ihn hinflackerte, bligte er lustig auf wie eine rötliche Krone. Aber es kam eine Nacht, wo er ganz blaß und schmal erschien; das war an einem schmerzlichen Mondschneiband, als der Offizier Abschied nahm von einem Mädchen, ihm den Ring gab und sagte: „Zum Andenken ...“ Dann schritt er aus dem Garten, blieb auf der Brücke stehen

und schaute zurück und ging hinaus ins Leben. Aber in dem Tod . . . .

Nun sah der Ring viel Tränen und glänzte wieder zart und schön an einer schmalen, weißen Hand; bis eines Tages ein schwerer, breiter Ehering sein Nachbar wurde, und die Hand feiler und stärker ward, wie es sich für die Hand einer erblinden Bürgerstrolche schied.

So gingen fünf Jahre hin; als die Bürgerstrolche alt und krank wurde, gab sie den Ring an ihren Sohn und sagte: „Dieser Ring ist mir von einem großen Glück geblieben; so geh' ich dir und bitte dich: bewahr' ihn gut und schenk' ihn einmal dem Menschen, der dir das Liebste auf der Welt ist.“ Der Junge aber nahm den Ring, legte ihn in eine Lade und vergaß bald feiner. Da lag nun der Ring, ein wenig verblaßt und wegmüde; er dachte an alles, was er erlebt hatte: an Sonnen- und Mondenschein, die über ihn hingeleuchtet hatten, an die schmalen Mädchenfinger, die breiten Frauenhände, an starke Männerhände, die ihn getragen; dachte an Spiele, an Feste und an Kriege und dachte auch an seine Jugend in der Lade des Goldschmieds und an die vielen Ringe, die seine Nachbarin waren, und die er alle später in der Welt getroffen hatte. Manchmal dachte er auch an seine Zukunft und wartete, was noch kommen werde.

Sein Bejager aber wurde inzwischen ein mürrischer, einsamer Mensch, der älter und älter ward und seinen gesunden hatte, der ihm das Liebste auf der Welt gewesen wäre. Doch eines Tages erwachte, wie er dem Spiel eines kleinen blonden Bubens zusah, etwas Warmes in dem alten Mann. Da suchte er den Ring unter allem Gerümpel hervor, pustete ihn behutsam ab und schaute so froh, daß es wie ein Wibersehen des Goldglanzes über sein finstres Gesicht leuchtete. Und als er den kleinen Bubener wiederah, zog er den Ring aus der Tasche und steckte ihn an den Mittelfinger des kleinen Händchens. Der alte Mann aber sagte: „Bewahre den Ring gut, kleiner Blondkopf, hörst du? Und wenn du einmal groß bist, dann gib ihn dem Menschen, der dir das Liebste auf der Welt ist; vergiß das nicht!“

Es vergingen Jahre, die kleine Hand wurde größer und größer und trug den Ring am kleinen Finger. Und eines Tages wurde der Ring mit einem Brief zusammen verpackt. In dem Brief aber stand:

„Meine hergeliebte Toni!

Willst mir erlauben, Dir diesen Ring zur Verlobung zu schicken? Willst mein Herz in Deinen Händen halten, wie es die kleinen Händchen am Ringe thun; und nicht nur mein Herz, mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft und mein Leben will ich in Deine Hände legen. Ich küsse Dich vieltausendmal Dein Hans.“

Wenige Wochen später zog der blonde Mann hinaus in den großen Krieg der Gegenwart.

Da wunderte sich der Ring, wie alles wiederkommt und wie die Welt so rund ist und ohne Ende ineinander geht, als wie ein schmaler kleiner Reifen aus Gold . . . .

## Bunte Zeitung.

### Ein echt russisches Gesichtschen.

Echt russisch muet nachstehendes Gesichtschen an, das von einem Chronologen aus Oretova berichtet wird. In dieser schwedischen Stadt der Schußfabriken lagen in einem Betriebe große Bestellungen aus verschiedenen kriegführenden Ländern vor, darunter auch solche von russischer Seite. Eines Tages kommt der russische Agent und fragt, ob die Fabrik noch einen neuen Auftrag auf Infanterietiefeln entgegennehmen könne. Auf die Antwort, wegen Mangel an Schellleder, das gar nicht mehr zu beschaffen sei, könne die Fabrik keine Aufträge nicht mehr ausführen, erwiderte der Russe: „So befehlen Sie die Tiefel mit Wappe. Sie sind ja nur für die Front!“

### „Die zehn Gebote des Zivilisten.“

Unter dieser Ueberschrift lesen wir im „Intransigant“: Derbet einer Interesse demjenigen des Landes unter. Geht nichts unnütz aus, was für den Konium des Landes nützlich ist.

Macht Erparnisse, um sie in Bots der Nationalen Verteilung anzulegen.

Begünstigt euch mit vernünftigen Verdienst.

Begünstigt soweit wie möglich französische Arbeit.

Spricht nie ein Wort aus, das eure Mitbürger entmutigen kann.

Zweifelt niemals.

Seid vorursächlich.

Hofft . . . . und schweiget . . . .

### Die Mädchen von S. und die ungalanten Bodes.

Aus der Westfront wird der „Frankf. Ztg.“ folgende heitere Episode berichtet: Als die deutschen Eroberer das Dörfchen S. besetzt hatten, veranlassen sie die Gemeindebehörde, aus Gründen der Ehrnung, an der Tür eines jeden Gehäuses ein Verzeichnis aller dort wohnhaften Personen anzuschlagen. Es genigte ihnen aber nicht etwa, Name und Beruf zu wissen, nein, sogar das Alter der einzelnen Bewohner mußte mit angegeben sein und — wie natürlich — ebenfalls von Dorfschulzen als richtig beglaubigt. Die weniger noch im Ort befindlichen Männer besahen die Sache allerdings mit Gleichmut, und auch die Greisinnen und die ehrwürdigen Mütter fügten sich. Ja, es gab einen kleinen weiblichen Kreis in Dorfe, der die Maßnahme sogar mit Genugtuung begrüßte: die von 18 bis 24 Anders aber die Schönen des „Mittellalters“. Sie fühlten sich in aller Öffentlichkeit an den Bräutigam gestellt. Was nicht leicht z. B. der kleinen, zierlichen, aber vernachlässigte Blüh bedraußen es zu jeder Stunde auf die Gasse hinauszufliehe, daß sie schon 28 Jahre alt ist? Und welchen Sinn hat es denn noch für die in ihrer ganzen häuslichen Schönheit erstübte Madeleine Thuillier, ihrer nothwendig eine schlanke Taille anzutragen oder mit Hilfe des schwarzen Samtbandes ihrem sonnengebräunten Hals einen so „vorreihhaft“ wirkenden Schmuck zu verleihen, wo her in ihrem Hause in Quartier sitzende Kriegsmann lediglich vor die Tür zu sehen braucht, um sich über Dichtung und Wahrheit bei Madeleines Gemüths zu verheiraten? Nicht doch die dreifache Fingerreife nicht mehr hin, ihre Lenze aufzuwickeln. Kurz und gut, der Zustand war wirklich unerträglich. Und eines Abends, als es dunkelt, raffte sich eine resolute Memund-männliche zur Tat auf. Sie nahm ein Messer, schloß noch die Haustür und trat mit ätzerndem Groll und spitzenden Herzens den vierstoßenden Eimer der amellischen Zahl ihres Alters, — die neun —, von dem blüthenreife Antspionier bittmen. Den Zehner, — die zwei —, ließ sie unberührt, denn sie wollte ja durchaus nicht liegen, daß es mit ihr lo um die 20 herum stand. Und siehe da: Was Verfahrn machte schnell Schule. Lo daß heute die Gemüthverzeißnisse in Bezug auf

das Alter der holden Weiblichkeit zwölften 20 und 30 Jahren fast durchweg nur noch die geheimnisvolle Zehnerziffer aufzuweisen. Die deutsche Disziplinarmannschaft hat den gewöhnlich bezogenden Akt der Selbsthilfe getränkter französischer Dorfbewohner offenbar in seiner ganzen Hartnäckigkeit erlernt und läßt den Missetäterinnen stillschweigend den Keinen Triumph ihrer Götter.

### Marichien.

Wir lesen im „Deutschen Soldatenhort“: Es war eine Gesellschaft eingetreten. Die meisten Leute im Schützengraben dachten ein wenig ein. Nur die Posten schauten scharf nach dem russischen Schützengraben hinüber. Auf einmal lief ein Schreiersruf von Mund zu Mund: Krauses Marichien war entlaufen und spazierte in der Feuerlinie umher. Ganz geschäftig wanderte sie oben über das feuchte Land den russischen Erdboden, so mit ein paar Koffen ihr bereits heuchlerisch mit ein paar Ribenblättern zwinkten. Marichien war nämlich eine rotgefleckte Kuh, die der Bizejedwibel Krause in einem bequemen Unterfang eingestallt hatte, und die den ganzen Tag mit Milch verlorste. Daher die Aufregung. Jetzt hielt es Krause mit seinen schleisslichen Landwehmännern nicht länger aus. Sie griffen nach den Gemarken: heraus aus dem Graben und drauf auf die Russen! Ein heftiger Bajonettsang, dann war der russische Herd e r o b e r t und die Kuh wieder in deutschem Besitz. Als Krause Meldung machte, war der Hauptmann ganz erstaunt. „Braute“, sagte er, „ist ja tabellös, daß wir den Graben haben; aber so ohne Vorbereitung darauf losstürmen, das ist doch unvorsichtig!“ „Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann“, erwiderte Krause, „aber acht Liter Milch täglich, ich halt auch nicht ohne.“

### Schiffsarten.

Vinienschiß, das Schlachtschiß erster Ordnung, hat keinen Namen daher, weil es stark genug ist, vorn in der Schlachlinie zu kämpfen. Fregate heißt eigentlich gemittelter Bau. Das Wort kommt von dem lateinischen fabricata d. h. geminnert. Daraus entstand die lateinische Form fabrica, die italienisch zu fregata zusammengezogen wurde. Korvette kommt von dem lateinischen Corcoria d. h. Vassilisch, das wiederum von corbis d. h. Korb abgeleitet ist. Der Name zeigt, daß das Vassilisch der Römer eine torbarige Gestalt hatte. Die Schiffsbaukunst ist von dieser einfachen Form zu der bewundernswürdigen Vollkommenheit der heutigen Schiffsgattungen fortgeschritten. Corbita wurde im Spanisch zu corbeta, im Französisch zu corvette und bezeichnete schon vor 200 Jahren ein Kriegsschiß. Der Name ist in der deutschen Flotte durch Kreuzer ersetzt und hat sich nur noch in dem Worte Korvettenkapitän erhalten. Kreuzer kommt, wie der Name selbst erkennen läßt, von kreuzen. Dieses Wort bedeutet in der Seemannsprache zunächst bei ungünstigen Winde, bei dem man nicht Kurs feuern kann, in der Weise hin- und herfahren, daß man ihn freuzt und von der eigentlichen Richtung doch etwas gewinnt. Sodann heißt kreuzen auch längere Zeit auf einer und derselben Stelle an der Küste, in dem Meere, vor einer Hafen hin- und herfahren, um die Flotte zu zeigen. Von diesem Zweck haben die Schiffe, je mehr sie auf die Dampfkraft eingerichtet wurden, sich immer weiter entfernt, aber doch den Namen Kreuzer behalten. Der Panzer hat seinen Namen von der Rüstung, die den Unterleib (lateinisch pancia) deckt. Die Italiener nannten die Rüstung panciera, die Spanier pancera. Pinasse, der Name für das Weibot, bedeutet ein aus dem Holz der Fichte, lateinisch pinus, gebautes Boot. Das Wort ist im romanischen Sprachgebiet entstanden, was das spanische pinassa und das französische pinasse beweisen. Tsch (Röin).

## Preis-Rätsel.

### Diamant-Rätsel.

Die Buchstaben des Rätsels sind dreant umzustellen, daß die einzelnen Reizen benennen: 1. Suchstabe, 2. Zeit des Jahres, 3. Deutscher Dichter, 4. Italienische Stadt, 5. Kriegsschlachtfeld, 6. Amerikanischer Jäger, 7. Königspott, 8. Deutscher Hof, 9. Suchstabe.

Die mittlere Senkrechte ist gleich der mittelfen Wagerechten.

### Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 22:

„Recht hat sie, wissen Sie, wenn im Romm a Nuh ein ein Vier noch nicht zu haben ist, dann ist es schon krank.“

Richtige Lösungen wurden rechtzeitig ein: Aus Halle: Frau Maria Mühlbach, Hans Grasmann, Frau Dora Hartung, Frau Johanna Krausnick, Hanna Küht, Elfriede Müller, L. Meusel, Emma Semmler, Max Ustin, Käthe Bretter, Märie Kropfenhebt, K. Müller, Luise Barth.

Auswärtsige: Margarete Müllner-Mörscherben, Oskar Stepmann (s. St. Rassel), Gertrud u. Charlotte Schütz-Salzungen, Albert Knuth-Leuders, Albert Knuth-Robura, Frau W. Soudler-Merzbach, Ernst Schmitz-Kaumburg, Paul Gochter-Merzbach, Willy Boje-St. Riegel, Walter Hübn-Kaumburg, A. Zevolski-Stahfurt.

Preise erhielten: Frau Maria Mühlbach von hier, und zwar: „Im Schloß zu Seibersdorf“ von E. Darter, und Margarete Müllner-Mörscherben, und zwar: „Raueten“ von Adolf von Seibersdorf.

Nachrichtliche Lösungen eines ein: Aus Halle: Frau Frieda Schmidt, W. Dietrich, Sidna und Gertrud Wilmann, Fritz Müller, H. Müll, Selma Friedrich, Hanna Berger, Elfriede Müller, Gertrud Strumann, Hanna Uht, Josef Geritz, Frau E. Schroder, Ed. Granentin, Emil Herbst, Werner Kurzen, Lina Daud.

Auswärtsige: Anna Josephine-Merzbach, Willy Dommajoh-Brendenburg.

Rästelösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptredaktion abgeben sein, die Aufschrift „Rätselösungen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter der Einsender anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.